Zu spät.

Erzählung von E. Dürango.

Immer dichter und dichter fielen die schweren Schatten der Dämmerung. Ich saß im Schaukelstuhl und beobachtete, wie die matte Herbstsonne ihre scheuen Strahlen heimholte, einen nach dem andern, wie die Schatten hereindrangen und jeden Gegenstand im Zimmer verschlangen, beobachtete, wie das sterbende Licht sich gleichsam auf einen einzigen Punkt konzentrierte — auf das Klavier am Fenster. Als es schließlich ganz finster ward, sah ich immer noch die dunkle Silhouette im helleren Fensterrahmen.

Wie sie sang! Bald jubelnd und lachend, bald weinend und schluchzend, bald bittend und lockend, bald zornig, bald demütig. Schwermütige Volksweisen, Lieder mit den heitersten Trillern, weiche Romanzen, herrliche Arien voll dramatischen Lebens, religiöse Hymnen, alles entströmte mühelos ihren Lippen.

Dann erhob sie sich, schloß das Klavier leise und ging ans Fenster.

Während ich ganz still dieser beichtenden Frauenseele lauschte, überkamen mich die verschiedensten Empfindungen. Zuweilen vernahm ich deutlich — besonders bei den zarten Liebesliedern — daß sie nur für mich sang, für mich allein. Jedoch im nächsten Moment erschreckte sie mich, dann war sie mir eine Fremde, mit fremden Gedanken und Neigungen.

Doch eins fühlte ich während der ganzen Zeit: wenn sie doch mein werden möchte!

Dann kam der Schlußgesang mit seiner hinreißenden Kraft und Leidenschaft, seiner Melancholie und Sehnsucht. Da verstand ich plötzlich, daß es eins galt, jetzt oder nie, daß es nicht das Schicksal, sondern das Leben selbst war, daß uns von Angesicht zu Angesicht gegenüberstellte.

Wie drückend still es war. Nicht ein Laut außer dem Widerhall der vielen Lieder, denn die Luft war noch davon gesättigt, die Stille schien noch davon zu beben.

Ich ging zu ihr: „Fräulein Karin." Sie zuckte erschrocken zusammen. Ich reichte ihr meine Hände, doch die ihren lagen still auf dem Fensterbrett. Mir war, als hörte ich ihr unruhiges, kleines Vogelherz klopfen.

„Karin", wiederholte ich, denn ich empfand eine so mächtige Sehnsucht nach Wärme, nach einem Funken Sympathie. Sie blickte jedoch nicht auf, die langen, schwarzen Wimpern ruhten auf den Wangen.

Da verschrumpfte in meinem Innern alles, was sich vor wenigen Minuten zusammengedrängt hatte. Wie klein und nichtig fühlte ich mich! Was kann ich ihr bieten? Arbeit, Entsagung. Jedoch von neuem durchflutet mich eine Woge von Zärtlichkeit. Meine Gedanken kleiden sich in Worte. Ich beschreibe den einsamen, kleinen Pfarrhof, drinnen in dem stillen, tiefen Walde, ich spreche von schneebeschwerten Tannen, von Schlittenfahrten mit klingenden Schellen in sternklaren Nächten, von dämmrigem Kaminfeuer im niedrigen Zimmer, von langen Winterabenden mit Büchern und Gesang. Ich spreche von sonnigen Sommermorgen mit Lerchenjubel unter dem klarblauen Himmel, von der kleinen Kirche unten am Meer mit weit offenen Türen, Orgelmusik, Sonntagsfriede, Gesang unter dem Gewölbe.

„Gib mir Freiheit und Glück dazu." Hatte sie das nicht eben gesungen? Begehrte sie also nicht: Freiheit in der Natur, Glück in der Liebe?

Aber ihre Hand, die ich auf dem Fensterbrett einfing, war ebenso kalt wie zuvor. Nur der Augen feuchter Glanz sagten mir etwas von ihrem Innern.

Schließlich schüttelte sie leise den Kopf, und dann redete sie.

Nein, sie konnte nicht, denn sie hatte Pläne, große Pläne, war es mir nicht verständlich geworden? Der kleine Pfarrhof, der große Wald, ach ja, das könnte wohl glücklich machen, aber es könnte auch zum Gefängnis werden, eine Mauer, die tötet. Nein, sie wagte es nicht. Sie wollte hinaus und singen, hinaus in das große, freie Amerika, das war ihr Traum. Oh, vor Tausenden zu singen, die Fäden zu all diesen Herzen zu fühlen, das Bewußtsein zu haben, mit seinem Gesang ihre Sorgen zu betäuben, ihre Träume zu leiten, ihr Gemüt zu erwärmen! ...

„Und Sie selbst?" fragte ich traurig, denn es schien mir, als wenn für sie nichts übrig bliebe.

„Befriedigung", antwortete sie, und in ihren Augen flammte Entzücken.

Ich schwieg, denn ich konnte nicht einsehen, daß Liebesglück sich durch befriedigte Eitelkeit ersetzen ließe.

Nun war es an ihr, meine Hand zu fassen.

„Sie verstehen nicht. Sie mißbilligen es. Aber versuchen Sie, mich zu begreifen! O, der Gesang! Ich will hinaus, ich muß hinaus, wenn auch —"

Ich zog sie sanft an mich: „Armes Kind."

Sie lehnte den Kopf an meine Schulter und weinte.

„Ja, ich liebe Dich, Du weißt es. Aber wenn ich im Walde bei Dir stürbe?"

Ich tat mir Gewalt an. Ich löste meine Arme und stieß sie von mir.

„Dann reise, reise doch, je früher, je besser!"

*

Jahre vergingen. Hin und wieder kam ein dünner Brief mit vielen Stempeln. Im ersten Moment packte mich stets ein heftiger Schmerz, so daß ich ihn ungelesen ins Feuer werfen wollte. Doch ich beherrschte mich und las ihn. Ja, diese Briefe wurden mein einziger Lichtstrahl. Denn tief im Innern nährte ich gleichsam eine Hoffnung, eine wahnsinnige, törichte Hoffnung, die ich mir selbst kaum eingestehen wollte, ebenso wenig wie ich meinen Stolz demütigen wollte durch das Anerkennen der bitteren Enttäuschung, unter der ich beständig litt.

Es waren nun fünf Jahre vergangen. Ich wurde zu einer benachbarten Familie geladen. Die älteste Tochter war ein heiteres, häusliches, schlichtes, junges Geschöpf, das sich mir überaus vertrauensvoll näherte und dadurch mein Interesse erweckte. Sie glich einer frisch aufgebrochenen Blume. Aufrichtig und noch so weltfremd. Wie ein sprödes, zerbrechliches kleines Ding erschien sie mir, das man behüten und beschützen mußte. Deshalb steigerte sich auch wohl bei jeder neuen Begegnung mit ihr mein Bedürfnis nach einer Frau. Nicht zum wenigsten wirkte vielleicht auf mich die sichtliche Bewunderung, das unmittelbare Vertrauen, das sie mir entgegenbrachte.

Frühling und Sommer vergingen, und immer noch widerstand ich der Versuchung. Jedoch als die Herbststürme um das Pfarrhaus tobten und in den hohen Föhren ringsum sausten, da wurde mir das einsame Leben schließlich zu schwer, und ich begab mich auf den Freiersweg.

Kurz vor Weihnachten verheirateten wir uns. Es war ein grimmig kalter Winter, und wir genossen intensiv unser häusliches Leben. Meine kleine Frau zwitscherte wie eine Lerche, und ihr fröhliches Lachen, ihre Possen und Einfälle, ihr Plaudern und Liebkosen gaben mir täglich Beweise ihres Glücks. Gegen meinen Willen war ich auf ein Piedestal erhoben, von dem ich halb belustigt, halb ärgerlich auf das Spiel hinabsah. Denn sie betete mich an wie einen Gott, und ich mußte wohl auf meiner Hut sein, um das Ideal der Vollkommenheit, das sie sich in mir geschaffen hatte, nicht zu zerstören.

Eines Nachmittags zu Anfang des neuen Jahres — wir hielten gerade am hellen Kaminfeuer ein Schlummerstündchen — brachte der Postbote einen Brief aus Amerika. Er kam unerwartet, denn ich hatte seit fast einem Jahr keine Nachricht mehr bekommen. Meine kleine Frau war eitel Neugier. Ich lachte sie aus und sagte ruhig: „lies ihn", denn ich hatte keine Veranlassung, ihr den Inhalt zu verheimlichen, da die Briefe bisher niemals etwas enthielten, was nicht jeder hätte wissen können. Sie las:

„Wieder ist ein Weihnachtsfest gekommen und gegangen wie alle anderen ... nein, nicht wie alle anderen! Vierzehn Tage vor dem Fest bekam ich einen liebenswürdigen Brief von dem Verein der Skandinavier. Man hat mich, ihnen das Vergnügen zu bereiten, den Heiligabend mit ihnen zu feiern und fragte an, ob ich wohl in ihrer Kirche ein Solo singen wollte. Ich sagte natürlich zu.

Am 24. goß es den ganzen Tag in Strömen. Ich war nervös und in unbeschreiblicher Spannung. Welche Freude, wieder einmal richtige Weihnachten feiern und mit Landsleuten zusammen sein zu können. Denn meine vielen Konzertreisen haben meine ganze Zeit in Anspruch genommen und dadurch war ich völlig isoliert.

Endlich wurde es Abend, und ich fuhr durch das lärmende, rastlose, New York zur Kirche. Gerade als ich eintrat, begann das Orgelspiel. Ich begab mich sofort hinauf zum Chor.

Oh, Kopf an Kopf sah ich all die Nordländer dort unten. Sie flüsterten miteinander. Tränende Augen, freundliches Nicken, wehmütiges Lächeln, alles galt der Heimat, galt der Lieben in der Ferne, die uns fehlten, und die sich nach uns sehnten. Und ganz vorn im Chor brannte ein Baum. Seit sechs Jahren hatte ich keinen Weihnachtsbaum gesehen. Diesen Eindruck werde ich nie vergessen. Niemals habe ich etwas so Schönes gesehen, wie den grünen Baum mit all den Lichtern unter dem hohen Gewölbe der schlichten, kleinen Kirche.

Und wie herrlich sang es sich! Da blieb kein Auge trocken. Ich fühlte, wie der Psalm alle Herzen öffnete, wie Jungenderinnerungen auftauchten und wieder lebendig wurden. Unsere Heimat und unsere Lieben waren nicht mehr fern, sondern mitten unter uns. Es gab keine Entfernung mehr, der Flügelschlag der Zeit hatte seine Wirkung verloren, alles war Harmonie.

Doch merkwürdig! Während ich da oben stand und noch einige Hymnen sang, kam zum ersten Male eine so grenzenlose Leere über mich, ein nagender Schmerz, eine wilde, unbezwingliche Sehnsucht. Und wie eine Vision sah ich plötzlich vor meinem inneren Auge zwischen schneebeschwerten Tannen tief drinnen im Walde einen kleinen, ländlichen Pfarrhof. An dem einen Fenster brannte ein Baum ganz still und friedlich, doch der Pfarrer mit dem bleichen, ernsten Gesicht und dem großen, warmen Herzen saß einsam am Tisch neben einem leeren Stuhl.

Und der leere Stuhl ergriff mich zumeist! — — —

Nun singe ich nicht mehr. „Ich will hinaus." Nun heißt es: „Ich will heim." Und das klingt wie ein sehnsuchtsvoller Angstruf. — — —"

Der Brief fiel meiner Frau aus der Hand. Sie hatte ihn zu Ende gelesen, ohne zu zucken, doch nun war es vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung.

Im Moment war ich von einem so grenzenlos heftigen, bitteren Kummer ergriffen, daß ich unter dem Schlag stumm den Kopf senkte. Doch plötzlich fühlte ich zwei warme Hände an meinem Gesicht und hörte eine schluchzende Stimme: „Sie war Deine Liebe, nicht wahr?" — —

Da stand ich also vor dem großen Konflikt meines Lebens, ich mußte mich sammeln, mußte eine Antwort geben, glaubhaft und ohne Aufschub. Mein Gott, was sollte ich sagen? Meine Jugendliebe leugnen? Meine Frau betrügen? Dagegen protestierte der Priester in mir. Also diese Liebe gestehen, die niemals reifte, ein unabänderliches Unglück dadurch vergrößern, daß noch ein Dritter darunter leidet, ein unschuldiges Kind in die trügerischen Illusionen dunkler Mächte einweihen — dagegen sträubte sich ebenso bestimmt der Mensch in mir. Eine Weile führten diese beiden einen verzweifelten Kampf um die Herrschaft, und ich muß gestehen — mit einem Seufzer wurde ich meiner Jugendliebe untreu. Der Mensch war als Sieger hervorgegangen.

Fest begegnete ich den prüfenden Blicken meiner Frau und besiegelte die Lüge mit einem Kuß.

„Nein, mein Kind, ich habe ihre Neigung niemals erwidert. Das war nur eine Schwärmerei ihrerseits, die sie sich in der langen Zeit da draußen bewahrt hat. Sie glaubt, daß ich hier sitze und mich nach ihr sehne, aber wenn sie erfahren wird, daß ich glücklich verheiratet bin, wird sie sich rasch beruhigen."

Durch die kalte, finstere Winternacht eilte ein Telegramm hinaus in die neue Welt, die Antwort auf den Angstruf, in sich selbst ein Ruf voll bitteren Schmerzes, der mehr brennt als aller Kummer meines bisherigen Lebens. Nur zwei Worte sagten alles: Zu spät!

Die gefoppten Rechtsanwälte.

Eine lustige Episode aus dem Paris der napoleonischen Zeit veröffentlicht ein Pariser Blatt. Der Kaiser legte bekanntlich eine ausgesprochene Antipathie gegen den Beruf der Juristen und insbesondere gegen die Rechtsanwälte an den Tag. Ein Pariser Advokat namens Catrez, der den Ehrgeiz hatte, sich die Gunst Napoleons zu erobern, kam eines Tages auf einen zwar wenig kollegialen, aber, wie er glaubte, seinem Zwecke sehr dienlichen Einfall: er beschloß, einer Anzahl seiner berühmtesten Kollegen einen Schabernack zu spielen. Eines Tages erschien er bei einem der angesehensten Pariser Rechtsanwälte, bei dem Advokaten Blaque, und bat ihn, ein Promemoria zu unterschreiben, in dem die Geflügelhändler von Flèche bei dem Polizeiminister Beschwerde gegen das Monopol erhoben, das durch gewisse Bestimmungen ihren Konkurrenten aus dem Mans-Gebiete eingeräumt sei. Um seinem Kollegen gefällig zu sein, unterzeichnete Blaque ohne weiteres das ihm vorgelegte umfangreiche Schriftstück, und mit dieser Unterschrift ausgerüstet war es Catrez nun ein leichtes, 20 weitere Unterschriften berühmter Pariser Advokaten zu sammeln. Wenn zufällig einer der Kollegen, die er aufsuchte, Gelegenheit erbat, das Schriftstück erst zu lesen, erklärte Catrez, er könne den Schriftsatz nicht zurücklassen, da die Zeit dränge, und verzichtete auf die Unterschrift. Als er genügend Unterschriften beisammen zu haben glaubte, ließ er das Manuskript stattlich drucken, und die Advokaten, die sorglos unterschrieben hatten, mußten nun zu ihrem begreiflichen Entsetzen entdecken, daß sie ein komisches Gedicht, ein Spottgedicht auf die Nebenbuhlerschaft zwischen dem Geflügel von Flèche und Mans feierlich mit ihrer Unterschrift versehen hatten. Napoleon und mit ihm der ganze Hof amüsierten sich köstlich über diesen Streich, der den mit ihrer Unterschrift gar zu sorglosen Advokaten gespielt worden war. Aber der Urheber des Ganzen erlebte doch zuguterletzt an seinem skrupellosen Witze wenig Freude, denn die Kollegen wandten sich begreiflicherweise von ihm ab; er zog sich bald darauf aus seinem Berufe zurück und starb zwei Jahre später vereinsamt und verbittert.

Als die Liesl verschwunden war.

Von Fritz Müller.

„Hast Du die Liesl nicht gesehen?" fragte die Mutter.

„Nein," sagte ich, „ich bin froh, wenn ich sie nicht seh'." Denn die Liesl hatte mir am Morgen, als ich noch schlief, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" ins Ohr geblasen. Auf einem Kamm, den sie mit Seidenpapier umwickelt hatte. Und es war nicht das erstemal, sondern das zehntemal sicher, daß sie mich so aus meinem schönen Traumland riß. Und als ich sie haschen wollte, um ihr die Meinung zu sagen, flatterte ihr Hemdlein schon an der Tür und, wupp, war sie im anderen Zimmer bei der Mutter im Bett. Natürlich, wo man ihr nichts tun konnte, dem Feigling. Und das schrie ich ihr auch durch die Tür nach, daß sie ein Feigling wäre.

„Jee," schrie sie zurück, „jee, ich bin ja doch ein Mädel, und da müßte man ja Feiglingin sagen, und des gibt's gar net, des Wort, also kann ich auch kein Feigling sein, Du dummer Bua." Da trommelte ich vor Wut an die Tür, so daß der Vater rufen mußte: „Wer jetzt keine Ruh gibt, der kriegt eins hinter die Ohren."

Das sagte Vater jeden Tag dreimal, glaube ich, und „Ohren" betonte er mit Bleigewichten. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß er uns je eine Ohrfeige gegeben hätte.

Obgleich wir's sicher manchmal verdient hatten. Wenigstens die Liesl. Und darum hatte ich ein gutes Bruderrecht, der Mutter jetzt zu sagen: „Die Liesl? Nein, ich bin froh, wenn ich sie nicht seh'."

„Hans, weißt Du vielleicht, wo die Liesl ist?" fragte die Mutter weiter. Aber auch Hans schüttelte den Kopf und kaute an seinem Vierkuhrbrot ruhig weiter.

„Ach, gnä Frau," sagte da die Gusti, unser Mädchen, „die wird schon wiederkommen."

Aber die Liesl kam nicht. Der Hans mußte über den Fabrikhof ins Kontor laufen, wo Vater war. Ob er die Liesl nicht gesehen hätte?

Nein, er wußte nichts. Aber er kam mit dem Federhalter hinterm Ohr aus der Tür und ging sehr rasch auf ein Wasserloch zu. Gott sei Dank, es war bedeckt. Noch heute früh hatten wir ihn rufen hören: „Das Wasserloch wird nach Benutzung immer zugedeckt, verstanden, Herr Krause?" Und Herr Krause, der Portier, hatte ein tiefes „Jawohl, Herr Direktor!" über den Hof gerufen. „So," sagte jetzt Vater, „geht nur wieder zu der Mutter und sagt ihr, der Liesl könne nichts geschehen sein, ich käme selber gleich."

Das berichteten wir treulich der Mutter.

„Wasserloch?" wiederholte sie. — „Wasserloch? Wie ist mir denn? Was hat die Liesl neulich gesagt?"

O, wir wußten gleich, was Mutter meinte. Liesl, die eigensinnige Liesl, hatte neulich irgend etwas gar nicht durchgesetzt. Da schwieg sie eine Weile mit tränenschweren Augen. Dann aber holte sie zu ihrem letzten Trumpf aus: „So, jetzt geh' ich in den Hof und fall' ins Loch," sagte sie.

Das meinte Mutter jetzt. „Aber, Mutter," sagten wir, „die Bretter liegen ja darüber."

„Ja, wenn sie aber," beharrte die Mutter, „wenn sie aber, nachdem sie hineingefallen ist —"

„Na, ich mein'," unterbrach sie die Gusti roh, „wenn jemand in den Brunnen fällt, dann kann er nachher nicht noch selber die Bretter wieder drüber decken."

„Und sie war gar nicht böse vorher," setzte ich hinzu. „Sie hat ganz brav mit Hans gespielt, die Liesl."

„Ich will doch selber einmal zu Herrn Krause gehen," sagte Mutter. Und dann überquerten wir zu viert den großen Fabrikhof, der mit unseren Kinderspielen so verknüpft ist, daß ich mich an nichts besinnen kann aus meiner Jugend, es tauche denn dahinter gleich der große Hof auf. Der Hof mit seinem Eisenlager, seinen Säcken voll Zement und Kalk.

„Nein, Frau Direktor," sagte Herr Krause mit der tiefen Stimme, „nein, die Liesl ist hier nicht durchgekommen. Ich müßte sie da doch gesehen haben — schau'n Sie nur, wie eng die Tür ist. Da ist noch keiner durchgekommen, Frau Direktor, den ich nicht gesehn hätte."

Und dann überflog er das Kontrollbrett, wo die hundertfünfzig Messingnummern immer hingen, die die Arbeiter zur Kontrolle mitzunehmen hatten, wenn sie zur Arbeit kamen. Das ganze Brett war leer, bis auf eine Nummer.

„Der Groter Max von der Gießerei fehlt," sagte der Portier brummend zu sich selbst.

„Gießerei?" wiederholte die Mutter. „Um Gottes willen, die Liesl wird doch nicht in die Gießerei —"

Und schon schossen wir wieder zu viert über den Fabrikhof nach der Gießereiabteilung. Da schoben sie eben einen Wagen mit flüssigem Eisen durch die Halle. Ganze Sternenbündel knisterten aus der Masse in den hellen Tag hinein. Hämmer dröhnten. Dampf quoll aus eben ausgegossenen Formen, die der Sand bedeckte. In dem Getöse beugte sich die Mutter an das Ohr des Gießermeisters. Der schüttelte den Kopf.

Gott sei Dank, in der Gießerei war der Liesl nichts passiert. Wo aber war sie denn? Wir standen wieder auf dem Fabrikhofe, die Mutter, der Hans, das Mädchen und ich, und sahen einander voller Sorge in die Augen.

Voller Sorge? Hatte ich nicht eben noch gesagt: Froh sei ich, wenn ich sie nicht sähe? Ach was, das war ja Dummheit. Die Liesl war doch unser Liesl, und wenn sie auch heute morgen wieder auf dem Kamm mit dem Seidenpapier —

Ach, dort kam der Vater aus dem Kontor.

„Nun, habt Ihr sie?" rief er schon von weitem.

Aber er sah die Antwort auf unseren Gesichtern.

„Das ist doch ein Nichtsnutz," sagte er. „Wo habt Ihr sie denn zuletzt gesehen?"

„In der Küche," sagte Mutter.

„Nein, im Kinderzimmer," sagte unser Mädchen.

„Auf dem Speicher," sagte ich.

„Auf der Kellertreppe," behauptete Hans.

Ja, ja, die Liesl, die flinke Liesl, die war immer überall und nirgends.

„Da bleibt nichts übrig, als das ganze Wohnhaus noch einmal durchzusuchen nach diesem fürchterlichen Mädel," entschied Vater. „Na," setzte er hinzu, „ich soll sie nur finden, ich schlage ihr eins hinter die Ohren —"

Aber als er sah, daß der Schlag hinter die Ohren gar keinen Eindruck auf uns machte, setzte er hinzu: „Wenn sie da ist, Mutter, muß ein Exempel statuiert werden. Wir werden sie einmal einen Tag lang, einen halben Tag lang einsperr —"

„Ja, ja," seufzte Mutter, „wenn sie nur erst da wäre!"

Und dann ging ein Suchen im Hause los. In alle Zimmer liefen wir, vom Keller bis zum Dach blieb nichts vergessen. Viermal, fünfmal schlüpften wir unter die Betten. Die Kleiderschränke rissen wir auf. Und als der Hans einmal sogar die Kommodenschublade aufmachte, da lachte kein Mensch. Nein, nein, uns war nicht zum Lachen.

„Aber ich denke," kam mir eine hartnäckige Erinnerung zurück, „ich denke, Du hast heute früh, als sie mit dem Seidenpapierkamm — —" Ich aber verscheuchte die häßliche Erinnerung, indem ich halblaut vor mich hinsang: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —"

Wirklich, das Lied war doch schön, war doch wunderschön, und das Seidenpapier am Kamm gab ihm noch was Extraschönes, jawohl, was Extraschönes.

„Was brummst Du denn da?" sagte Vater. „Ich glaube gar, der Junge kann noch singen, wenn — wenn —"

Mutter begütigte.

„Ich schlag' Dir eins hinter die Ohren, Junge," setzte Vater wieder milder hinzu.

Und dann hatten wir das Oberste zu unterst gekehrt im ganzen Hause — die Liesl war nicht da. Die Mutter fing zu weinen an. Das Mädchen wischte sich die Augen. Auf Hans und mich wälzte sich eine schwere Last. Und nur der Vater ballte noch einmal die eine Hand und drohte: „Nun, sie soll nur kommen, dieses Unglückskind!" Aber wir konnten sein Gesicht nicht dabei sehen. Er hatte es abgewendet.

Und dann ging der Vater doch noch auf die Polizei in die Stadt hinein. Mutter hantierte mit roten Augen in der Küche. Ungemütlich stand die Gusti umher. Ich rechnete zum zehnten Male an einer Schulaufgabe herum, die ein jedesmal anders herauskam. Und der Hans ging noch einmal in den Hof hinaus, wo es schon dämmrig wurde. So verging eine Viertelstunde oder so. — Auf einmal ward die Tür aufgerissen. Hans stürmte herein mit einem roten Kopf und mit wilden Armbewegungen. Er wollte reden, aber er konnte nicht oder er wollte nicht — was weiß ich. Wir drei natürlich, wir drangen mit Donnergepolter auf ihn: „Hast Du —?" „Bist Du —?" Wo ist —?" „So red' doch —!"

Hans aber legte plötzlich, wie von einer Erinnerung gepackt, den Zeigefinger auf die Lippen, machte „Bscht! Bscht!" und ging auf den Zehenspitzen aus der Tür. Wir ihm nach. Und merkwürdig genug, wir gingen plötzlich alle auf den Zehenspitzen und sagten kein Wort, nicht ein Wort.

Wieder über den großen Fabrikhof ging der sonderbare Marsch, über den Fabrikhof, auf den jetzt die Dämmerungsschleier sich legten. Eine große dunkle Gestalt kam von der Tür her auf uns zu. Müde, wie gebrochen. Vater war es. Er wollte irgend etwas sagen. Aber wieder legte der Hans den Finger an die Lippen, machte „Bscht!" und jetzt gehorchte gar der Vater, trat auf den Zehenspitzen auf und ging mit uns unter Hansels Leitung auf den großen Haufen Eisenschienen zu. Um den ging Hans herum —

Ach, da war die Höhlung, wo wir Kinder uns heimlich ein „Haus" eingerichtet hatten, mit heimlichen Brettern und einem heimlichen Tischlein und einem heimlichen Bänklein.

Und jetzt hatte Hansel die heimliche Tür, einen groben Jutesack, zurückgeschlagen, zum drittenmal den Finger an den Mund gelegt und „Bscht!" gesagt. — Da drinnen saß die Liesl auf der heimlichen Bank, mit dem Kopf auf dem heimlichen Tisch und — schlief. Friedlich hingen ihr die beiden Zöpfe vorn herüber, friedlich gingen ihre Atemzüge.

Und jetzt war es der Vater selber, der „Bscht!" machte, nachdem er die Mutter mit einem langen Blick angesehen hatte. Und auf den Zehenspitzen ging er zu der fest Eingeschlafenen hin und strich ihr leise übers blonde Haar, o, so leise....

Und dann hatte er sie ganz sachte auf den Arm genommen, über den Fabrikhof getragen, wobei er trotz der Last so aufrecht ging, so aufrecht — und behutsam auf das Bett gelegt. Und Mutter hat sie ausgezogen, die Liesl, so still und zart, und zugedeckt. Und die Liesl, unsere Liesl, war nicht einmal aufgewacht dabei. Und hat auch sicher besser jene Nacht geschlafen als wir alle, denen die Träume mit ganz schreckhaften Ausgängen über das Gesicht und das Herz fuhren.

Und am Morgen, als ich nach einem bösen Traum doch noch einmal eingeschlafen war, kam in meinen Schlaf ein Singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —", und ich hörte das Tremolieren des Seidenpapierkammes. Und es erschien mir als die süßeste Melodie, die ich jemals hörte. Ganz vorsichtig habe ich so getan, als wenn ich noch schliefe. Ganz vorsichtig habe ich die Augendeckel einen winzigen Spaltbreit aufgemacht — da stand die Liesl vor meinem Bette, die frische Liesl in ihrem Hemdchen, mit ihrem Seidenpapierkamme an den Lippen und — sprungbereit, um gleich zu fliehen, wenn ich zornig erwachen würde. Ich aber schlang plötzlich meine beiden Arme um sie und küßte sie und herzte sie. Zu Tode erschrocken hielt sie still — das hatte sie halt nicht erwartet.

Und dann kam der Hansl aus seinem Bett herübergehuscht, und die Tür ging auf, und die Mutter und der Vater kamen fröhlich und lachend auf die Liesl zu.

„Wettermacher" in Dänemark.

In manchen Teilen Dänemarks besteht noch die auffallende Sitte des „Wettermachens". Jeder Mann und jede Frau, Mägde und Kinder, jeder macht in seinem Monat und an seinem Tag das Wetter, d. h. das Wetter, das an seinem Geburtstage eintritt, wird seiner Einwirkung zugeschrieben. Ist das Wetter schlecht, so heißt es von der betreffenden Frau, sie „raset", stürmt es, so „schilt sie ihre Knechte und Mägde", ist es nebelig, so ist sie „mürrisch", scheint die Sonne, dann „lächelt" sie, regnet es, dann „weint" sie, fällt Schnee, so schüttelt sie „Hede" (Werg). Will ein Dörfler verreisen, so fragt er: „Wer wird morgen das Wetter machen?" — „Die Frau des Jürgen Hansen!" — „Dann haben wir nur schlechtes zu erwarten, denn die ist immer böse und zornig!"

Ist das Wetter an einem Tage schön, so wird die Frau, die es gemacht hat, gerühmt, und man fragt: „Was kann die Frau des Peter Christian so froh gemacht haben?", und eine Nachbarin bringt ihr ein Töpfchen Kaffee oder Wurst als Danksagung in ihr Haus. — „Was mag doch dem Hans Lund so zuwider sein, daß es so stürmt?" fragt der benachbarte Bauer, nimmt einen Ziegelstein und einen Teller, verbirgt beides unter dem Rock und tritt in Hans Lundens Tür, legt dann den Backstein vorsichtig auf den Teller und spricht: „Vielleicht fehlt Dir etwas, womit Du Deine Augen trocknen kannst; sei so gut!" — Hans Lund geht auf den Scherz ein, er bietet dem Nachbar einen Stuhl, einen Schnaps und ein Butterbrot für seinen guten Willen an. Es ist nämlich in Dänemark ein weitverbreiteter Volkswitz, einem Menschen, der traurig ist und weint, einen Backstein darzu bieten, damit er etwas habe, um sich zu trocknen.

Tritt schlechtes Wetter ein, so wird der Wettermacher auch noch auf andere Weise gehänselt: die Nachbarinnen hängen ihm heimlich einen Kehrbesen mit unreiner Hede verziert, außen ans Fenster; macht er aber gutes Wetter, so wird der Besen mit bunten Bändern geschmückt. Tritt Regen oder Schnee ein, so fragt man die wettermachende Frau: „Heute schüttelst Du wohl Hede?", und zum wettermachenden Manne spricht man: „Es scheint mir, Du krämvelst Schweineborsten!" — Dieser alte Brauch bietet den Bewohnern jener einsamen Gegenden viele Gelegenheit zu Kurzweil, Schmäusen und lustigen Schwänken.